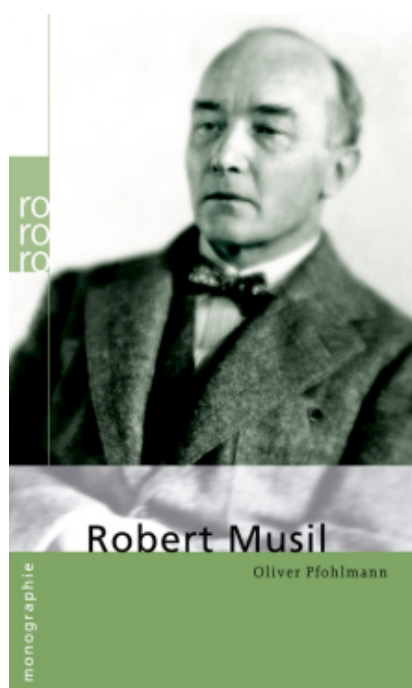


Leseprobe aus:

Oliver Pfohlmann

Robert Musil



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

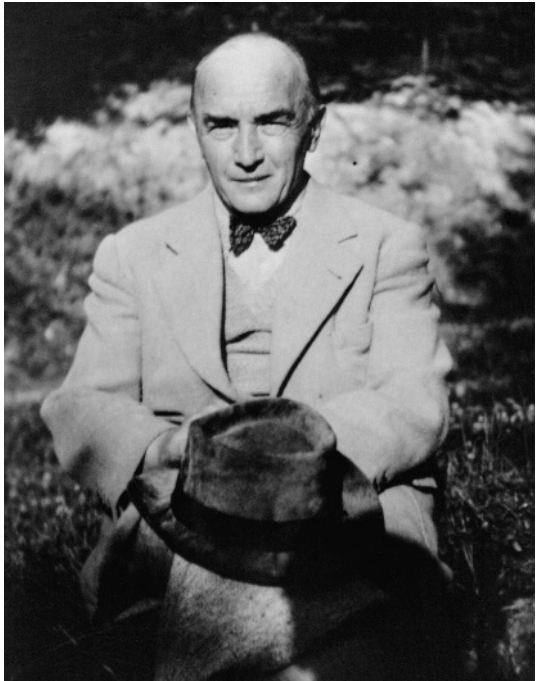
INHALT

«Ich schreibe für Menschen, die nicht da sind»	7
«Ein Anfang der von der Wirklichkeit abbiegenden Linie»	10
Kindheit in Steyr und Brünn	10
Als Zögling in Eisenstadt und Mährisch-Weißkirchen	19
«Versuche, ein bedeutender Mann zu werden»	23
Werdegang als Ingenieur (Brünn und Stuttgart)	23
Als Dandy und Literat in Brünn	25
Zwischen Valerie und Herma	31
Der Experimentalpsychologe (Berlin)	38
«Die Verwirrungen des Zöglings Törleß» (1906)	43
«Die leidenschaftliche Energie des Gedankens»	50
Eine «Lebensfrage» – die Entscheidung für die Literatur	50
«Ich bin beherrscht von Frauen» – Herma, Hertha, Anna, Alice, Martha	53
«Vereinigungen» (1911)	56
Psychologie und Literatur	62
«Ins Ungewisse hineinsteuern»	64
Bibliothekar in Wien, Redakteur in Berlin	64
Das «Sommererlebnis» – August 1914	67
«Das große Erlebnis des Todes» – der Erste Weltkrieg	71
An der Südtiroler Gebirgsfront	71
Tätigkeit als Propagandaoffizier	77

«Eine Ahnung von Andersseinkönnen»	80
«Verzichten oder springen» – Nachkriegszeit in Wien	80
«Die Schwärmer» (1921)	85
Kritik und Essayismus	92
«Drei Frauen» (1924)	97
«Eine Reise an den Rand des Möglichen»	102
«Die Hemmung setzt ein» – Entstehung des Romans	102
«Der Mann ohne Eigenschaften» (1930 und 1932)	109
«Ins Tausendjährige Reich» – Berlin bis 1933	116
Im austrofaschistischen Ständestaat – Wien bis 1938	121
«Es sieht aus, als ob ich schon so gut wie nicht da wäre»	129
Die Jahre im Schweizer Exil	129
Das letzte Werk: der Nachlass	137
Anmerkungen	141
Zeittafel	146
Zeugnisse	148
Bibliographie	150
Namenregister	157
Über den Autor	159
Dank	159
Quellennachweis der Abbildungen	159

«Ich schreibe für Menschen, die nicht da sind»

Ein Leben ganz ohne Leerlauf und Kompromisse, als endloser Fluss von Liebe und Bedeutung – ist das möglich? Höchstens in der Fiktion. In der Realität lässt sich Glück immer nur als Ausnahmezustand erleben, für kurze Zeit. Das musste auch Robert Musil erfahren, der die Utopie vom *hundertprozentigen Sein* (zit. n. C 1106) zum Inbegriff seines Literaturverständnisses machte. Nicht dieser *andere Zustand* (P 1153), der ihn zeitlebens faszinierte, bestimmte seine Schriftstellerexistenz, sondern Depressionen, Schreibhemmungen, Suizidgedanken.



«Was lockt,
lockt mich nicht»:
Robert Musil am
Semmering, 1937

Und doch wollte er *nichts anderes als Dichter sein [...] ich kämpfe dafür buchstäblich mit dem Einsatz des Lebens* (L 19, 4.3.1931). Für die Verheißungen der bürgerlichen Gesellschaft hatte er nur Verachtung übrig, nicht anders als seine Figuren. Ulrich, der *Mann ohne Eigenschaften* und Alter Ego seines Autors, unternimmt gleich drei *Versuche, ein bedeutender Mann zu werden*, nur um am Ende *ein Jahr Urlaub von seinem Leben zu nehmen, um eine angemessene Anwendung seiner Fähigkeiten zu suchen* (MoE 47). Er findet sie an der Seite seiner Schwester Agathe auf einer Wiese im Garten liegend, in einem meditativen Zustand, der für Ulrich dem seligen Reifen einer Traube in der Herbstsonne gleicht.

Musils Leben war nach bürgerlichen Maßstäben ein Desaster in Fortsetzungen: Geboren im November 1880, hätte er k.u.k.-Offizier werden können, wechselte aber zur Technik; dann hätte er Ingenieur werden können, wechselte aber zur Philosophie und Psychologie; er hätte Professor werden können, wurde aber freier Autor – um sich Jahre, sogar Jahrzehnte für seine Werke Zeit zu lassen, sodass er im April 1942 verarmt und vergessen starb. Heute würde man das die Patchworkbiographie einer prekären Existenz nennen. *Ich weiß nicht, wozu man lebt: könnte ich sagen. Was lockt, lockt mich nicht* (H 33/79), gestand Musil einmal. Er erfand daher Prototypen eines anderen Menschen, dem eine böse, aber mit «Seele» begangene Tat lieber ist als alles Gutmenschentum. Wer dank seines Möglichkeitssinns erkennt, dass es der Welt bestimmt ist, sich fortwährend zu verwandeln, will sich nicht länger so *benehmen wie ein bestimmter Mensch in einer bestimmten Welt, in der [...] nur ein paar Knöpfe zu verschieben sind, was man Entwicklung nennt; sondern von vornherein so wie ein zum Verändern geborener Mensch, der von einer zum Verändern geschaffenen Welt eingeschlossen wird, also ungefähr so wie ein Wassertröpfchen in einer Wolke* (MoE 273).

Wohin solche Wirklichkeitsverachtung führt, ob es Alternativen zum *Seinesgleichen geschieht* (MoE 357) gibt, ob sich die Augenblicke der *taghellen Mystik* (MoE 1089) vielleicht doch auf Dauer halten lassen – das versuchte der österreichische Romancier im Seelenlaboratorium seiner Werke herauszufinden.

Hätte er gewollt, er wäre *ein Erzvater der neuen Erzählungskunst* (L 19, 26.1.1931) geworden, spottete der späte Musil. Heute gilt er, weil er die Dichtung auf die Höhe der Human- und Naturwissenschaften und darüber hinaus, *in das Grenzgebiet der Ahnung, Mehrdeutigkeit, der Singularitäten*, führte, als Erzvater einer Literatur im Zeitalter von Poststrukturalismus und Systemtheorie, als «Prophet einer neuen, vielseitig vernetzten Intelligenz»¹. Er selbst war überzeugt, dass nicht er seiner Zeit voraus war, sondern seine Mitmenschen 100 Jahre hinter ihr zurück. Musil dachte groß von der Literatur: *Ich messe der Dichtung eine Wichtigkeit bei, die weit über die Wichtigkeit anderer menschlicher Tätigkeiten emporragt.* (Beide M IV / 3 / 413) Und er dachte groß vom Leser: *Ich habe überhaupt immer eine viel zu große Vorstellung von dem gehabt, was man anderen zumuten müsse. Oder davon, daß die Menschen zu den Büchern kommen sollen, und nicht umgekehrt.* (M II / 1 / 53)

Von seinen Büchern wurden bis zu seinem Tod keine 35 000 Exemplare verkauft.² Dabei dürfte kein Autor so viel über die Wirkung von Literatur nachgedacht haben wie dieser Dichter-Ingenieur und promovierte Experimentalpsychologe. Musils Texte kennen kaum Erholungspausen; ihr Ziel ist ein Höchstmaß an Bedeutungsfülle, Beziehungsdichte und Bildhaftigkeit. Sie verweigern sich der erleichternden Spannungsauflösung, setzen auf eine, psychoanalytisch gesprochen, anhaltende Vorlust, folgen einer Ästhetik *reine[r] Aktualität und Erregung* (P 1154), die den Leser dauerhaft verändern will. *Wir brennen an den Büchern, wie der Docht im Öl. Wir nehmen sie eigentlich ohne jede andere Wirkung als diese auf, daß wir brennen ...* (M V / 4 / 3) Nachdem Musil zu dem Schluss gekommen war, dass seine Zeitgenossen nicht mehr lesen konnten, blieb ihm nur die Hoffnung auf die Nachwelt: *Thomas Mann und ähnliche schreiben für die Menschen, die da sind, ich schreibe für Menschen, die nicht da sind!* (H 34 / 63)

«Ein Anfang der von der Wirklichkeit abbiegenden Linie»

KINDHEIT IN STEYR UND BRÜNN

Manchmal ist mir, als wäre alles schon in der Kindheit beschlossen gewesen, bekennt in Robert Musils Stück *Die Schwärmer* eine der Figuren. *Steigend, kommt man immer wieder an den gleichen Punkten vorbei, dreht sich über dem vorgezeichneten Grundriß im Leeren. Wie eine Wendeltreppe.* (P 402) Dieser Eindruck drängt sich angesichts der frühen Jahre des Dichters in der Tat auf. Viele der seine Texte bestimmenden Motive und Themen sind bereits in den Kindheitserinnerungen, die er später in seinen Tagebuchheften notierte, angelegt: etwa das Ideal einer *Fernliebe* (MoE 891) oder erste Erfahrungen mit einem die Realität überschreitenden *anderen Zustand*. Der behüteten Kindheit in gutsituierten bürgerlichen Verhältnissen stand eine schon früh einsetzende eigensinnige Suche nach einer anderen Wirklichkeitsform gegenüber: *Nie im Schoße der Familie wohlgefühlt. Eher sie geringgeschätzt. [...] Ein Anfang der von der Wirklichkeit abbiegenden Linie.* (H 33 / 111)

Dieser <Familienschoß> war eine Mischung aus deutsch-böhmischen und tschechisch-mährischen Vorfahren. Unter ihnen fällt die Vielzahl an militärischen, technischen und wissenschaftlichen Karrieren in dem habsburgischen Vielvölkerreich auf, dem der Dichter später den Spottnamen Kakanien gab.

Das betrifft die Familie des Vaters Alfred Musil, geboren 1846, ebenso wie die der 1853 geborenen Mutter Hermine, die Bergauers. Der Großvater väterlicherseits etwa, Mathias Musil aus Rychtárov in Mähren, diente bis 1849 als Regimentsarzt, ehe er beschloss, nahe Graz Landwirt zu werden. Der Großvater mütterlicherseits, Franz Xaver Bergauer, wurde als Bauleiter der ehemaligen Pferdebahn Linz-Budweis ein Pionier der europäischen Eisenbahngeschichte. Und der Vater Alfred Musil be-

stimmte mit seinem Berufsweg als Ingenieur und Professor für Maschinenbau die frühen Lebensjahre des Dichters. Daneben wies Robert Musils *Aszendenz aber allerlei Belastendes* auf, so gab es etwa einen an Epilepsie erkrankten Onkel mütterlicherseits mit einem *inselartigen Zahlengedächtnis* (H 33 / 55). Und bei vielen Familienmitgliedern wie etwa bei Musils Vetter, dem zu seinen Lebzeiten ungleich berühmteren Orientalisten Alois Musil, einen an Pedanterie grenzenden Hang zu exakten technischen oder chronologischen Angaben. Die Musil-Biographik vermutet daher ein «Genauigkeitsgen» (C 73) in der Familie – in Musils Schaffen sollte es sich gleichermaßen als Segen wie Fluch erweisen.

Im *Zeitalter der Versetzungen, Geschäftsaufenthalte und dergleichen werden viele anderswo geboren als sie auf die Welt kommen* (H I / 37), heißt es in Robert Musils Tagebuch. In diesem Sinne wurde er am 6. November 1880 in Klagenfurt geboren; zur Welt kam er jedoch erst in Komotau und im oberösterreichischen



Musils Geburtshaus in Klagenfurt, Bahnhofstraße 50, heute Museum und Literaturhaus, mit den von dem Street-Art-Künstler Jef Aérosol aufgeprägten Porträts von Christine Lavant, Ingeborg Bachmann und Robert Musil. Die Wohnung der Familie lag im 2. Stock links.



Robert Musil in Steyr, im Alter von sieben Jahren

Steyr, wo sein Vater zwei Jahre später Direktor der staatlichen Fachschule und Versuchsanstalt für Stahl- und Eisenindustrie wurde. Das alpenländische *Land der Mostschädel* (P 1668) sollte das Einzelkind bis zum zehnten Lebensjahr prägen. Aus dieser Steyrer Zeit stammt sein *ältestes Wissen*, Erinnerungen an Ge-

ruchsfaszinationen – an den trockenen *Schweißgeruch* seiner Kinderfrau Berta, *wie er an nicht zu oft und nicht zu selten gewechselten Kleidern haftet*, und an das *Chinchillapelzwerk meiner Mutter. Ein Geruch wie Schneeluft und etwas Kampfer. Ich glaube, daß in diese Erinnerung etwas Geschlechtliches gemischt ist* (H I / 31 f.).

Nicht der etwas weiche, wohlwollende Vater, der noch die Rute einweichte, ehe er die von seiner Gattin angeordnete Strafe an dem Knaben exekutierte, war die dominierende Figur in Musils Kindheit, sondern die Mutter. *Große nervöse Reizbarkeit; Heftigkeit und Weiterbohren eines Reizes bis zum Ausbruch. [...] Der Zusammenhang mit ihrer Ehe ist unklar. Sie hat meinen Vater geschätzt, aber er hat nicht ihren Neigungen entsprochen, die anscheinend in der Richtung eines männlichen Mannes gegangen sind.* (H 33 / 57)

Zum begehrten und umkämpften Zentrum im Seelenleben des Sohnes wurde Hermine Musil nicht allein aufgrund ihrer hysterischen Ausbrüche und Stimmungsschwankungen. Sondern auch, weil es an ihrer Seite von Beginn an noch einen zweiten Mann gab, Heinrich Reiter – *einer jener Onkel, welche die Kinder vorfinden, wenn sie die Augen aufschlagen* (P 282), wie es später in der Novelle *Tonka* vielsagend heißt.

«Mein Vater war sehr klar, meine Mutter eigentlich verwirrt. Wie verschlafenes Haar auf einem hübschen Gesicht.»

(H 33 / 9)

Reiter, zehn Jahre jünger als Alfred und passionierter Jäger, lernte die junge Familie bereits in Komotau kennen. Er begleitete die die Musils oft in die Sommerferien und zog 1900, sozusagen auf Tuchfühlung, nach Brünn (Brno). Ihrem Sohn gestand Hermine Musil einmal in einem Moment seltener Offenheit, dass Reiter *zu dem einzigen Inhalt ihres Lebens* (H 3 / 60) geworden war. Eine ungewöhnliche «ödipale» Konstellation für ein bürgerliches, wenn auch liberal-aufgeklärtes Elternhaus in der Provinz, *in dem man nichts glaubt und nichts als Ersatz dafür gibt* (H I / 37). Psychoanalytisch unterrichteten Lesern gab diese ebenso zu denken wie dem nicht minder Freud-kundigen Dichter selbst. Es ist nichts darüber bekannt, dass Alfred Musil unter diesem Arrangement gelitten hätte – seinem duldsamen Naturell entsprechend, empfand er es wohl eher als Entlastung.

Dagegen muss die undurchsichtige familiäre Situation beim Sohn für anhaltende Irritationen gesorgt haben. Zeitgenossen wie Hermann Hesse oder Stefan Zweig haben eindringlich beschrieben, wie die Sprösslinge jenes Bürgertums, das noch die Tischbeine schamhaft verhüllte und nur in langen Hemden baden ging, in einer Welt mit zwei Seiten aufwachsen: mit der freundlich hellen des Elternhauses, die für Sicherheit und Langeweile stand, und einer dunklen, drohend und lockend zugleich, die alles Verborgene und Tabuisierte enthielt. Der junge Robert Musil, der diese Teilung und die mit ihr verbundenen Verwirrungen in der Psyche des Heranwachsenden im *Törleß* beschreiben wird, erlebt sie auf eine ungleich intensivere Weise. Eine Aufnahme zeigt die erweiterte Kleinfamilie auf einem Ausflug an den Achensee 1888: Während der Vater etwas verloren im Hintergrund steht, sitzt der Hausfreund selbstbewusst in der Mitte neben Hermine; sein rechtes Knie scheint unmissverständlich in Richtung ihres Schoßes zu drängen. Und an seiner, nicht des Vaters, Linken der kleine Robert.

Die moralischen Normen und Konventionen des Bürgertums erfährt Robert Musil durch diese *Ménage à quatre* von Beginn an als unsicher, relativ und brüchig. Die Familienkonstellation zeigt ihm, *wie wenig Eindeutiges es auf moralischem Gebiete gibt und wie sehr alles von der Zuteilung eines Standpunktes abhängt und von der Perspektive, unter der man angesehen wird* (H 3/60). Der Gegensatz zwischen dem <männlichen Mann> Heinrich Reiter und dem *tierhaft guten*, bemitleideten Vater (P 283) bereitet gleichzeitig die Grundlage für eine anhaltende Irritation seiner Geschlechtsidentität, seiner Rolle als Mann. Wie seine späteren Protagonisten Törleß, Vinzenz und Ulrich erlebt auch Robert als Kind *eine ganz unaussprechliche Sehnsucht [...], ein Mäderl zu sein* (P 86). Ebenso bezeugen seine Texte eine Obsession für das Motiv von Eifersucht und Untreue, für Dreiecksbeziehungen und ausgeschlossene Dritte, hilflose oder voyeuristische Beobachter. *Nachtszene wie im Eisenbahnzug: Die durch das ungenaue Sehen hervorgerufene Qual* (H 3/62), heißt es im frühen Tage-



Ausflug der Familie an den Achensee mit dem Hausfreund Heinrich Reiter (sitzend), 1888

buchheft – in der späteren Novelle *Tonka*, die die Verhältnisse in Musils Elternhaus erstaunlich offen beschreibt, versucht sich der Sohn im nächtlichen Zugabteil endlich Klarheit über das Verhältnis zwischen der Mutter und «Onkel Hyazinth» zu verschaffen, vergeblich: *So groß war die durch das ungenaue*

Sehen hervorgerufene Qual oder so ungenau durch die Qual in der Dunkelheit das Sehen. (P 297)

Sollten Hermine Musil und Heinrich Reiter tatsächlich *ihr Verhältnis sorgfältig und auch vor sich als geistige Freundschaft* (P 283) versteckt haben, so folgt noch die angestrengt platonische Beziehung zwischen Arnheim und Diotima im *Mann ohne Eigenschaften* ihrem Vorbild – mit dem Protagonisten Ulrich als mal eifersüchtigen, mal spöttisch-verächtlichen Beobachter in Sohnesposition (MoE 176). Arbeitete sich dieser Autor also sein Leben lang literarisch an kindlichen Traumata mittels literarischer Familienaufstellungen ab, wie der psychoanalytische Zweig der Forschung behauptet? Oder dürfen Musils Texte keinesfalls mit Gedächtnisliteratur verwechselt werden, wie der andere, Musils Poetologie verpflichtete Forschungszweig einwendet, da diese im Zeichen eines utopischen Spiels mit Möglichkeiten stehen? So uneins wie seine Interpreten, so paradox erscheint aus biographischer Sicht das Werk dieses Dichters, der wie kein Zweiter bewusst konstruierte literarische Experimente schreiben wollte, um *lockende Vorbilder, wie man Mensch sein kann* (P 1029), zu erfinden – und der zugleich in der Wahl seiner Motive oftmals auf frappierende Weise fixiert erscheint.

Nicht nur die späteren literarischen Folgen der familiären Ungewissheiten sind vielfältig, auch die unmittelbaren psychischen und physischen Folgen sind es: Die stets nur ausnahmsweise glückliche Kindheit ist vom Erlebnis der Einsamkeit bestimmt. Im stundenlangen *Brüten in der Melancholie des Zimmers* (H 33/79) erkennt der Dichter später eine Wurzel des von ihm so genannten *anderen Zustandes: Die versenkte Phantasie des stillen Kindes, durchkreuzt von einer gewissen Anlage zum Geschichtenausdenken, ist meine gewesen.* (H 33/77) Der Blick des Einzelkindes aus dem Fenster, den fast alle seine Protagonisten wiederholen, wird zum Zeichen der Isolation und zur Metapher für ein zweites, eigentliches Ich hinter der bürgerlichen Person. Später wird Musil den Dichter als den Menschen beschreiben, *dem die rettungslose Einsamkeit des Ich in der Welt und zwischen den Menschen am stärksten zu Bewußtsein*

kommt (P 1026). Das Motiv der Vereinigung, der Vermittlung des Getrennten, wird sein Werk bestimmen: die Verschmelzung von Subjekt und Objekt, Ich und Welt, Verstand und Gefühl, von Männlichkeit und Weiblichkeit, Text und Leser, Literatur und Wissenschaft.

Nur scheinbar im Widerspruch zu dieser Isolation stehen Roberts für sein vorpubertäres Alter erstaunlich reichhaltige erotische Erfahrungen. Als *sex bewegt – romantisch* beschreibt er die Jahre zwischen 1884 und 1890 in einer Liste mit autobiographischen Stichworten (M VII/11/81a); die Jahre waren ebenso sexuell besitzergreifend wie vom Wunsch beherrscht, *eine Frau zu haben* (H 35/18): So entführt der Knabe ein Mädchen aus dem Kindergarten, eine lebenslang gehütete Erinnerung. Mit einem Nachbarsmädchen versteckt er sich im Garten und drängt es, ihm – *während es in seinen Augen riß und zitterte* (H 4/97) – jene Körperpartien zu enthüllen, die zuvor von ihrem Vater gezüchtigt worden waren. Solche «Doktorspiele» sind motiviert von einer aggressiven Suche nach Erlebnissen, die Erregung und Erkenntnis verheißen und so das *Leere, Unglückliche des Kindseins* (H 4/96) vertreiben.

1890 gastiert in Steyr ein Zirkus mit der Reiterin Miss Blanche, deren Auftritte den Zehnjährigen das Ideal der Fernliebe entdecken lassen: Statt die Artistin in ihrer Garderobe zu besuchen, zieht sich der junge Musil im Gedenken an die «Geliebte» in die Einsamkeit einer Höhle im Stadtwald zurück, denn *wenn ich mich [...] am tiefsten nach einer Geliebten sehnte, wollte ich keine wirkliche*. Stattdessen fühlt er sich *von einer stärkeren, herrlicheren, fremden Art der Erwartung durchströmt wie ein leeres leuchtendes Zimmer und man glaubt, es muß etwas eintreten. Man fühlt eine Wunderbarkeit des Empfangens, zu der es nichts Wirkliches gibt, das man empfangen könnte ...* (M IV/2/340). Nicht nur Frauen, auch Tiere wie ein ihm angeblich versprochenes Pferd oder die Abbildung von Raubtieren in der Manege auf einem Plakat führen zum Erlebnis einer quasi-mystischen Verschmelzung mit dem begehrten Objekt. Eine solche Projektionsfläche war für ihn auch Elsa, die 1876 noch vor Ende ihres ersten Lebensjahres verstorbene ältere

Schwester, mit der ich einen gewissen Kultus trieb. [...] Dachte ich manchmal: wie, wenn sie noch am Leben wäre; ihr stünde ich am nächsten? Setzte ich mich an ihre Stelle? Es bestand kein Anlaß dazu. Ich erinnere mich allerdings aus der «Kittelzeit», daß ich manchmal auch ein Mädchen sein wollte. (H 33 / 99)

1889 ließ eine rätselhafte Nervenkrankheit, womöglich eine Hirnhautentzündung, den Realschüler mehrere Wochen den Unterricht versäumen. Steyr besaß kein Gymnasium, weshalb der Schüler trotz ausgezeichneter Leistungen die Realschule besuchte, was sich auch nach dem Umzug der Familie im Januar 1891 nach Brünn nicht änderte. Dort, im «mährischen Manchester», avancierte der Vater Alfred Musil mit 46 Jahren zum Professor für Maschinenbau, Höhepunkt und zugleich Endstation seiner Ingenieurskarriere.

In Brünn fand Robert einen neuen Freund, den zwei Jahre älteren Gustav «Gustl» Donath, der aufs humanistische Gymnasium ging. Dieser Bildungsunterschied löste bei ihm Eifersuchts- und Unterlegenheitsgefühle aus, die sich 1904, zu Beginn seines Studiums in Berlin, wiederholten, als Musil erst mühsam die Matura nachholen musste. Anders als etwa Hugo von Hofmannsthal oder Rainer Maria Rilke kam Robert Musil als Außenseiter zur Literatur, die ihm auch deshalb stets begründungsbedürftig war und keine Selbstverständlichkeit. Ein frühes autobiographisches Fragment von 1904 mit dem Titel *Vorarbeit zum Roman*, eine erste, noch unfruchtbar bleibende Keimzelle zum *Mann ohne Eigenschaften*, beschreibt, wie die beiden pubertierenden Jungen Robert und Gustl auf dem Dachboden dem (von der Mutter streng verbotenen) Laster der Onanie nachgehen: *Robert wußte nur um ein dunkles Brennen, ohne Phantasie, das ihn zur Erde nötigte und bis in die Erschöpfung hineintrieb*. Wieder erlösen die vom erwachenden Trieb entfalteten Erregungszustände vom Horror *ganz toter Stunden*. (Alle H 4 / 109) Gemeinsam erkunden die Jungen die «dunkle» Seite: Heimliche Expeditionen führen in die nächtlichen Vorstädte Brünns, wo sie Arbeiterinnen und Prostituierte beobachten.

Ich bin kein angenehmer Sohn gewesen (H 33 / 27), gestand sich Musil später ein. Bis zu seinem zwölften Lebensjahr stei-

gerten sich seine Auseinandersetzungen mit der Mutter vor den Augen des Vaters so sehr, *daß ich im Einvernehmen aller drei in ein Institut gegeben worden bin. / Bei meinem Vater haben wohl auch die Aussichten auf die Laufbahn mitgesprochen.* (H 33 / 59)

ALS ZÖGLING IN EISENSTADT UND MÄHRISCH-WEISSKIRCHEN

Am 29. August 1892 trat Robert Musil in die Militär-Unterealschule Eisenstadt ein. Wie die anderen Militärintstitute Österreich-Ungarns bereitete sie auf den Offiziersberuf vor. Ein größerer Kontrast zum bisherigen Leben des Knaben als verwöhntes Einzelkind war kaum denkbar, dies führte prompt zu einem Anfall von *leidenschaftliche[m] Heimweh* (H 33 / 113): vom frühen Aufstehen über *die aller Beschreibung spottenden Schulmonturen*, das tägliche Räderwerk aus Demütigung und Drill, Überwachung und Strafe durch die als Klassenfeldwebel fungierenden Unteroffiziere bis zu den schlechten hygienischen Bedingungen. *Meine Reinlichkeit heute noch eine Überkompensation? / Warum haben meine Eltern nicht protestiert? Heute noch unverständlich. Mensch!* (H 33 / 59) Letzteres dürfte daran gelegen haben, dass Musils Eltern offenbar ein verklärtes Bild von den Zuständen in den Militärintituten der Donaumonarchie hatten. Ein erhalten gebliebener Brief von Hermine Musil aus dieser Zeit zeugt von rührender Ahnungslosigkeit: «Morgen ist wieder ein Sonntagerl für[s] Zuckerl und fürs Schnecklerl, unterhaltet Euch gut, seid brav und solid und macht dem Institut und dem Rock des Kaisers Ehre.»³

Zumindest in dieser Hinsicht dürfte die Schilderung des Konviktslebens im 1906 erschienenen Debütroman ihres Sohnes den elterlichen Vorstellungen entsprochen haben: Im *Törleß*, der gerade kein naturalistischer Roman sein will, entstehen die sich steigernden Grausamkeiten der Zöglinge untereinander vor dem Hintergrund eines behaglichen, wenn auch langweiligen Institutsalltags mit *koffertragenden Dienern* (P 95) und skurrilen Lehrertypen *mit schmalen Schultern, mit spitzen Bäuchen auf dünnen Beinen und mit Augen, die hinter ihren Brillen harmlos wie Schäfchen weideten* (P 113). Musils ironische

Stilisierung spart hierbei wesentliche Aspekte aus, etwa die ethnischen Rivalitäten zwischen Schülern deutscher, tschechischer und ungarischer Herkunft. Oder das «Terrorregime», das von den älteren Jahrgangsstufen, den «Burgherren», den jüngeren, den «Benjamins», gegenüber errichtet wurde und das körperliche Torturen für die Neuankömmlinge vorsah.⁴

Am 1. September 1894 trat Musil mit 13 Jahren in die Militär-Oberrealschule Mährisch-Weißkirchen (Hranice) ein, die er später mit für ihn ungewöhnlicher Drastik als *A-Loch des Teufels* (H 33 / 101) bezeichnete. Die Vorgänge, von denen sein Debüt erzählt – Erpressung, Mobbing und schließlich



Musil als Zögling in Mährisch-Weißkirchen
im Alter von vierzehn Jahren, 1894

GRUSS aus MÄHR. WEISSKIRCHEN.
K. u. k. Militäranstalten.



Das «A-loch des Teufels»: die Kadettenanstalt
Mährisch-Weißkirchen. Historische Fotopostkarte

Folter und Vergewaltigung eines des Diebstahls überführten Zöglings durch Kameraden –, gehen auf Ereignisse zurück, die sich zwischen dem Herbst 1895 und dem Frühjahr 1896 in Mährisch-Weißkirchen zugetragen haben müssen. Die Vorbilder der Romanfiguren konnten aufgrund der Namensähnlichkeiten in den erhalten gebliebenen Klassenbüchern identifiziert werden⁵: zunächst – als Vorbilder für Beineberg und Reiting – Richard von Boyneburg-Lengsfeld (1878–1905) und Jarto Reising (1878–1899), die beiden Klassendiktatoren, zu deren Kreis auch der Zögling Musil, wenn auch *peripher*, also wohl als Mitläufer, gehörte. Ende der 1930er Jahre erkannte Musil in ihnen *die heutigen Diktatoren in nucleo* (H 33 / 11) wieder und sprach von der *Wichtigkeit des Zöglings für die spätere Politik* (H 33 / 59). *Hätten wir damals gedacht, daß der putschierende Offizier führender Typus in der Welt werden wird?!*, fragte sich der späte Musil. *Boineburg hat es gedacht!* (H 31 / 33) Nach NS-Zeit und Holocaust mutete Musils hellsichtiger Erstling wie die «Vorgeschichte der Diktaturen des 20. Jahrhunderts»⁶ an.

Als Vorbilder für die Figur ihres Opfers Basini dienten

die Zöglinge Hugo Hoinkes, der im Februar 1896 wegen Diebstahls aus dem Institut entlassen wurde, und Franz Fabini, ein auffällig feminin wirkender Junge, der im April 1896 nach Hermannstadt versetzt wurde. Zwar heißt es später in einem autobiographischen Fragment: *Das Ganze, das ich mit angesehen [...] war in entscheidenden Dingen anders, als ich es später darstellte* (M I/7/37). Doch dürfte dies zumindest teilweise eine Schutzbehauptung sein. Musils intime Liste autobiographischer Stichworte von 1922 enthält für jene Zeit die Angaben *Mast.[urbation]* sowie *Sex – roh – romant. – sentimental schwankend* (M VII/11/81a): Betont männlich-rohes Verhalten wechselte sich demnach ab mit als unmännlich geltendem, «zartem», worunter wohl auch homoerotische Erfahrungen fielen.

Anders als Rainer Maria Rilke überstand Musil seine Institutsjahre offenbar ohne anhaltendes Trauma. Von den «privaten» Lektionen über die Zusammenhänge von Macht, Sexualität und Sozialpsychologie profitierte er sein Leben lang. Der offizielle Lehrplan enthielt Fächer wie Geographie, Geschichte, Physik, Naturgeschichte und Geometrie sowie militärische Fächer wie Exerzieren, Schießen und Fechten. Über seinen Deutschlehrer Major Josef Raschendorfer notierte Musil später: *[...] starrer weißer Kaiserbart, rosa Krokodilhaut der alten Hände. Kommandiert und irgendwie schnell ausgebildet zum Deutschunterricht. Lernt die Grammatik wie ein Reglement auswendig und beherrscht sie ebenso wenig. Ist es nicht ein Prototyp des durchschnittlichen Deutschunterrichts. Und großer Einfluß auf mein Leben.* (H 33/65) Am 1. September 1897 erfolgte sein Übertritt als Offiziersanwärter auf die Technische Militärakademie in Wien. Doch aus der für ihn vorgesehenen militärischen Laufbahn wurde nichts; Musil wechselte erstmals die «Pferde» – und *das neue Pferd hatte Stahlglieder und lief zehnmal so schnell* (MoE 36).